

# Erinnerungen aus Bruckners letzter Zeit.

Von August Stradal †.

(Schluß.)

## Weitere Begebenheiten.

So oft ich zu Konzerten nach München kam, besuchte ich die Abendzusammenkünfte in der „Allotria“, deren Präsident damals Franz Lenbach war, und gab ab und zu den Kunstmalern dort Klavierkonzerte auf dem wundervollen Steinwayflügel, welchen Lenbach der Allotria geschenkt hatte. Diese Vorträge begannen meistens erst gegen 12 Uhr nachts und endeten 2 Uhr morgens. Nicht nur Kunstmalere wie Defregger, Kellner, Oberländer, Gabriel Max, Grützner, Hübner usw. sondern auch Bildhauer wie Ferdinand Miller, Dichter, z. B. Paul Heyse, und Musiker wie Richard Strauß und Hofkapellmeister Franz Fischer und viele andere verkehrten in dem künstlerischen Heim dieser Vereinigung, deren Mittelpunkt Franz Lenbach war, der in wahrhaft generöser Weise — ein zweiter Franz Liszt — für das Gedeihen der Allotria eintrat.

Anlässlich der ersten Aufführung der siebenten Symphonie von Bruckner unter Levi in München, weilte auch Bruckner einen Abend unter den Allotrianern. Ich fragte Lenbach, wie sich der Meister dort benommen habe, und Lenbach erzählte:

„Nach dem Konzert bat Levi Bruckner, er möchte ihn in die Allotria begleiten, was Bruckner abschlägig beantwortete, und unwillig fügte er bei: Bin i denn a Kunstmalere, daß ich dorthin gehen soll? — Aber schließlich kam er doch mit, bestellte sich ein Gefelchtes mit Knödel, und noch eine zweite Portion dieser feiner Lieblingspeise, aber das bayrische Bier schmeckte ihm nicht, weshalb man ihm aus einem nahegelegenen Gasthaus sein geliebtes „Pils“ — Pilsener Bier — holen ließ. Bruckner wurde nun ganz gemüthlich und heiter und als wir ihm später Chiantiwein einschenkten, sagte er: „Dös is a feines Lokal — und die feinen Kellner! So bin i no nie bedient wor'n.“ Mich sprach er per „Euer Gnaden, Herr von Lenbach“ an, erzählte uns auch, wie Hanslick ihn in Wien mißhandelte und von den Symphonien des Dr. Brahms, die er nicht verstehen könne. Bis dahin ging alles glatt; nun nahte aber das Verhängnis in Gestalt Fritz von Uhdes. Als er eintrat, ging er voller Begeisterung auf Bruckner zu, zollte ihm seine Bewunderung über die siebente Symphonie, deren Aufführung er beigewohnt hatte, und sagte schließlich, daß er begonnen habe, „das heilige Abendmahl“ zu malen und bat Bruckner, ihm zum Kopfe des Judas Ischariot einige Sitzungen zu gewähren. Da sprang Bruckner entrüstet auf und schrie: „... A, na, Herr von Uhde, als Judas laß' i mi nit malen! Hab' i denn den Herrn um a paar Markeln verraten? Na dös fällt mir nit ein!“ Dem Entrüstungsausbruch des frommen Meisters folgte natürlich große Heiterkeit. Uhde hat aber später Bruckners Kopf nach einer guten Photographie doch auf das Bild gebracht. Um den Gast zu unterhalten, zeigten wir ihm unsere, von allen großen Kunstmalern ausgestattete Chronik. Eine der ersten Karikaturen darin stellt Hofkapellmeister Franz Fischer als Bierfaß dar. Bruckner, der selbst so gern Bier trank, war darüber entrüstet und sagte: „Da möcht' ich nit hineingemalen sein!“

Max von Herbeck, ein alter Herr, Sohn des berühmten Herbeck erzählte mir einmal: „Als Bruckner durch Herbeck nach Wien berufen wurde und die Stelle am Konservatorium und in der Hofkapelle erhalten hatte, erschien er bei Frau Herbeck, die allein zu Hause war. Bruck-

ner war sehr aufgeregt, der Schweiß brach ihm aus allen Poren, er rutschte fortwährend auf dem Sessel herum und brachte vor Aufregung kein Wort heraus. Endlich sprang er auf, zog aus der Tasche 20 Gulden und reichte diese Frau Herbeck und sagte: „Der Herr Gemahl hat foviell Gutes mir getan, bitte, bitte kaufen Sie sich dann selbst etwas Schönes“. Herr Herbeck hat dann den Bruckner ausgezankt.“

Ferdinand Löwe sollte einen vierhändigen Klavierauszug von Bruckner herstellen. Bruckner war schon ärgerlich, daß Löwe ihn damit so lange warten ließ. Durch Kollegen verichert Bruckner den Löwe von seiner Ungnade. Löwe wird nicht fertig. Endlich denkt Löwe, daß es am besten sei, wenn seine Schwestern den Bruckner besuchen und ihm erzählen, daß Löwe durch viele Umstände vom Klavierauszug abgehalten wurde. Die Schwestern gehen also zu Bruckner; wie sie eintreten, sagt Bruckner: „Vor den Damen meine Hochachtung, vor den Schwestern des Löwe meine Mißachtung.“

### Konstitution und Umgang des alternden Meisters. Zwischenfälle.

Meister Bruckner gehörte bis zu seiner schweren Erkrankung im hohen Alter zu den Glücklichen, die eigentlich nie krank waren. Sehen wir ab von der seelischen Erkrankung, welche er als junger Mann in Linz durchmachte und von welcher ihm einige rätselhaftige Erscheinungen im Geiste zurückgeblieben sind, wie z. B. das Zählen der Fenster, seine Aufregungen, wenn ein Verbrecher hingerichtet werden sollte, und lassen wir noch manches fast Anormale außer Betracht, so müssen wir sagen, daß er nicht bloß geistig, sondern auch körperlich die gesündeste Veranlagung hatte, die es überhaupt gibt. Im Winter, bei Schneestürmen, ging er stets den Mantel offen lassend durch die Straßen Wiens. Er speiste dann in der „Schwemme“ des nahegelegenen Hotels Imperial und schlief nach dem Mittagmahl ein Stündchen auf einem harten Sessel in einem Zimmer des Konservatoriums. Freilich kamen dann noch weitere Störungen durch die Privatstunden, das Lektorat an der Universität und den Dienst in der Hofburgkapelle dazu. Wenn man dieses alles bedenkt, muß man über seine Arbeitskraft staunen, die trotz der vielen Hemmnisse eine so sehr große Anzahl von Werken schaffen konnte. Ach! Wäre das Konfortium, das ihm am Ende seines Lebens eine Unterstützung gewährte, doch schon früher zusammengetreten. So aber mußte der Meister, da seine Werke ihm gar nichts eintrugen, und er sich glücklich schätzen mußte, wenn ein Verleger eine Symphonie annahm, den Lebensunterhalt sich selbst mit Hintanzetzung seiner Werke verdienen. Diese schwere, die Inspiration fast tötende Arbeit konnte nur ein kräftiger Körper und ein ganz gesunder Geist aushalten. Eine schwache Natur wäre dadurch zugrunde gegangen.

Hier möchte ich betonen, daß die leider verbreiteten Nachrichten, die melden, daß der Meister ein sehr starker Trinker war, ganz unrichtig sind. Zu Mittag, wo er oft im Geiste an seinen unsterblichen Werken weiter arbeitete, trank er außer einem Viertel Wein, das noch mit Gießhüblerwasser gemischt, gar nichts. Meistens kam er erst gegen 9 Uhr abends zum Nachtmahl und war glücklich, wenn er seinen Geist in harmlos lustigem Gespräch ausruhen lassen konnte. Während Litz im Whist-Spiel im Kreise seiner Schüler sich von seiner kompositorischen Tätigkeit erholte, gönnte Bruckner in Gesellschaft seiner nächsten Freunde seinen musikalischen Gedanken Frieden. Er sprach auch da selten von seinen Werken. Diese Sehnsucht nach ein paar Stunden Ruhe ist ja bei Genies, deren Gedanken meist unerbittlich kommen, drängen und aufregen, vollständig begreiflich.

War ich mit dem Meister in der Schwemme eines Restaurants allein, so trank er höchstens vier bis fünf kleine Gläser. Kamen aber die sogenannten Honoratioren und ging es lustig zu, dann trank der Meister schon etwas mehr. Ich sah ihn aber nie „bedufelt“. Bruckner, der infolge seiner uralten Körperkonstitution stets bei gutem Appetit war, konnte deshalb auch mehr als ein anderer Pilsner Bier trinken.

Nun möchte ich auch das zweite Ammenmärchen zerstören, das dahin lautete, daß der Meister „bildungsfeindlich“ war. Bruckner, der jede freie Stunde seinen Riesenwerken widmete,



hatte eben nicht die Zeit, sich mit der Weltliteratur und den bildenden Künsten zu beschäftigen. Außerdem bedenke man, daß der Meister noch zur Zeit, als er die größten seiner Kompositionen niederschrieb, sich mit allen möglichen kontrapunktischen Studien beschäftigte und eigentlich nie aufhörte, zu lernen und sich zu bilden. So brachte er einmal ins Gasthaus eine sehr schwierige kontrapunktische Arbeit, die er seinem ehemaligen Schüler Josef Vockner, der später Bruckners Nachfolger im Unterricht auf der Orgel wurde, zur Entscheidung vorlegte. Vockner war nur um 10 Jahre jünger als der Meister, der ihn „Du“ nannte. Niemand konnte die Aufgabe lösen, worüber der Meister sich sehr erheiterte.

Dieser ständige Drang nach Bildung in der kontrapunktischen Kunst erweckt historische Erinnerungen an Michelangelo, der bis zu seinem Tode anatomische Studien betrieb. Der Meister sprach sich nie gegen die allgemeine Bildung aus, wenn er auch, kindlich fühlend, ärgerlich wurde, sobald ein Schüler wegen einer Theatervorstellung nicht zum Gause kam oder ihn zu spät auffuchte. Auch war es ihm nicht lieb, wenn gelehrte Gespräche geführt wurden; denn er wollte seinen Geist, wie ich oben schon sagte, am Abend ruhen lassen, um am nächsten Morgen erholt weiterzuschaffen zu können. Daß die Bibel eigentlich fast seine einzige Lektüre war, kann man ihm auch nicht verargen, liegt ja in dieser eine so große Weisheit, die wie ein Balsam seine seelischen Schmerzen beruhigte und heilte.

#### Aus letzter Krankheitszeit.

Eines Abends (1892) humpelte der Meister in das Restaurant Gause herein und erzählte, daß er schwer gehen könne; denn beide Füße seien angeschwollen, er könne sich aber gar nicht erinnern, irgendwie gestolpert zu sein oder sich die Füße verletzt zu haben. Ich erschrak und ahnte gleich, daß es sich um Wasserfucht handle; hatte ich doch den Anfang dieser schweren Krankheit bei Liszt erlebt. Am nächsten Tag besuchte Bruckner den berühmten Professor Schrötter, welcher den Beginn dieses Leidens und eine schwere Nierenaffektion konstatierte. Es begann nun die schwere Leidenszeit des Meisters. An Stelle des geliebten „Pils“ kam die Milch. Schrötter mußte oftmals vom Körper des Meisters das Wasser entfernen, eine Prozedur, die Bruckner sehr angriff. Frau Kathi, die früher nur aufräumen kam, übersiedelte nun in des Meisters Wohnung als Pflegerin und Köchin. Nach dem großen Erfolge seiner vierten Symphonie (unter Hans Richter mit den Wiener Philharmonikern am 5. Januar 1896) besuchte ich den Meister. Ich hoffte, daß die stürmischen Ovationen, welche das Publikum ihm bereitet, auf sein Gemüt günstig wirken würden. Ich sah mich aber sehr enttäuscht, da er sagte: „Zu spät, ich bin ja so sehr krank; ja, früher hätte der Erfolg mich schon sehr gefreut, nun kommt alles zu spät.“ Tränen standen ihm in den Augen, und auch ich mußte weinen, ahnte er ja schon seinen Tod. „Zu spät“ — wie belasten diese Worte das Wiener Musikleben! Es trug sich dieses schon in seiner Wohnung in dem Nebengebäude des Belvedere zu, welches Kaiser Franz Josef auf Bitten seiner Tochter Valerie dem Meister zur Verfügung gestellt hat. Da die Wohnung im Parterre lag, konnte er, ohne wie in der Heßgasse fünf Stockwerke herab- und hinaufzusteigen, etwas im Belvedere-Garten spazieren gehen. An schönen warmen Tagen saß er oft auf einer Bank, in unmittelbarer Nähe seiner Wohnung. Hier genoß er die herrliche Aussicht über Wien und den fernen Wienerwald nach dem Kahlen- und dem Leopoldsberg. Hier traf ich ihn manchenmal sitzend, abgemagert und meist von Todesahnungen erfüllt. Unter ihm lag die weite große Stadt, der er seine Werke, das Göttlichste, was es in der Musik gibt, geschenkt hatte, jene Stadt, die ihm so gar nicht als das „Capua der Geister“, wie sie Grillparzer nannte, entgegengekommen war und dem Meister sein unsterbliches Geschenk mit schnödem Undank gelohnt hatte. Einmal sagte er mir, ob es denn nicht besser gewesen wäre, wenn er sein ganzes Leben in St. Florian zugebracht hätte. Dort würde er ja auch seine Werke geschrieben haben, ohne daß er von der Wiener Presse befehdet worden wäre. Was er in Wien gelitten habe, sei oft unerträglich gewesen. Im Wiener Wagner-Verein sei man, obgleich dieser viel für ihn getan habe, der Meinung, er sei ein Epigone Wagners, was ganz unrichtig sei, obgleich er diesen wie einen Gott verehere. Auch

kümmerte man sich dort viel mehr um Wolf als um ihn. Ich wußte nicht, was ich darauf erwidern sollte; so sagte ich ihm, als er so traurig über den Belvedere-Garten und das Wiener Häusermeer zu dem Wienerwald hinüberblickte, daß der Kampf doch nötig gewesen sei und daß er zum Siege eingehe. „Ja“, meinte er, „der Sieg ist der Tod.“ Ich konnte nicht weiterreden. Das wunderbare Bild im Frühlingschmuck, die plätschernden Fontänen und dazu der so sehr leidende Meister, dem die Todeskrankheit schon tiefe Spuren im Antlitz eingeprägt hatte, bewegten mich so tief, daß ich kaum die Tränen unterdrücken konnte. Und da dachte ich an den Beginn des Adagios der Neunten — Abschied vom Leben.

Ich hatte im vorhergehenden Winter in England und in München das Adagio der achten Symphonie (von mir zweihändig für Klavier bearbeitet) in Konzerten gespielt. Nun drängte es mich, dem Meister das Adagio vorzuspielen. Nachdem ich geendet hatte, zeigte mir Bruckner das Adagio der Neunten, von dem er selbst mühsam mit zitterigen Händen einen kleinen Teil spielte.

Ging Bruckners Frömmigkeit auch schon in früheren Zeiten über das normale Maß hinaus, so nahm sie im letzten Jahre in solcher Weise zu, daß man fast befürchtete, es könnte bei ihm ein religiöser Wahnsinn ausbrechen. Er widmete die Hauptzeit des Tages religiösen Übungen. Während er sich sonst freute, wenn ich kam, lag jetzt ein Schatten von Mißtrauen über unfremd Verhältnis; auch verlangte er, daß man seine Gebete mitbete, und als ihn mein etwas knarrender Schuh beim Gebete ungeschickterweise störte und Bruckner wild ausrief: „Nicht einmal ruhig beten kann man“, verließ ich, bis zu Tode betrübt, seine Schwelle. Bruckner kam mir nach und rief, ich solle noch bleiben. Doch ich Tor lief fort, tief gekränkt, und sah ihn so zum letztenmal. Freilich war ich dem Meister in den letzten zwei Jahren etwas entfremdet worden, da ich viel auf Konzertreisen weilte und ihn daher selten besuchen konnte. Außerdem traute Bruckner manchmal meiner Begeisterung für ihn nicht, da er, der der ganzen Erscheinung Liszts wie ein Antipode in jeder Beziehung gegenüber stand, nicht begreifen konnte, wie ich zugleich ihn und Liszt verehren konnte.

Ungefähr anderthalb Jahre vor Bruckners Tode erschien bei ihm ein junger Mann, den ich früher nicht gekannt hatte, der auch nie bei der „Tafelrunde“ abends anwesend war. Er hieß Anton Meißner, hatte unter Professor Schenner am Wiener Konservatorium pianistische, unter Bruckner theoretische Studien absolviert und war in dem Großgeschäft Mathias Salcher als Beamter angestellt. Meißner, sehr begeistert für Liszt, spielte sehr gut Klavier, es machte mir aber den Eindruck, als ob er eigentlich den Werken Bruckners fernstehe. Nun wurde in diesen anderthalb Jahren Meißner der Famulus Bruckners, der ihm alles besorgte. Meißner war eng befreundet mit dem berühmten Prediger Jesuitenpater Abel, der in flammenden Worten wie ein Savonarola die Abkehr des Menschen von jeder irdischen Freude verlangte. Es schien mir nun, daß Meißner vom Pater Abel zu Bruckner gesandt wäre, um des Meisters Seele für den Himmel vorzubereiten, und ich dachte mir, daß Bruckner, der als Künstler so sehr gelitten hatte und dabei ein so guter Mensch und so glaubensstark war, auch ohne den Jesuitenpater Abel in die ewige Seligkeit gekommen wäre.

Der fanatisch religiöse Meißner hielt nun mit Bruckner täglich stundenlange Betübungen ab, so daß der Meister der Welt immer mehr abzusterben schien und sein Geist fast nur noch im Gebete weilte. Vielleicht wäre der letzte Satz der neunten Symphonie doch noch vollendet worden, wenn der Meister sich nicht fast von seinen Werken abgewandt hätte. Wenn man ihn besuchte und auf seine ewigen Werke zu sprechen kam, so lenkte er stets das Gespräch zurück zu religiösen Gedanken. Löwe, die beiden Schalk kamen das letzte Jahr auch noch zu Meißner, so daß damals Meißner dem Meister in allem behilflich war, was ihm ja nicht genug zu danken war. Aber Meißners religiöser Fanatismus erschien mir nicht segensvoll für den hinführenden Meister. Dieser bedurfte der Aufheiterung bei seinem schweren Leiden. Ich habe Meißner oft gebeten, seine Erinnerungen an Bruckner aufzuschreiben und hauptsächlich das letzte Lebensjahr Bruckners zu schildern, was er stets ablehnte.

Meißner erzählte mir, daß Bruckner in den letzten Tagen seines Daseins entsetzlich litt und insbesondere Erstickungsanfälle hatte. Da sei Meißner in die Kapelle des Belvedere gegangen und habe Gott angefleht, daß er den Meister zu sich nehmen und von seinem Leiden erlösen möge. Wie er nach einer halben Stunde in Bruckners Wohnung eintrat, war der Meister verschieden.

Meißner verständigte mich sofort durch einen Boten, und so war ich der erste, der den toten Meister sah. Sein Körper war ganz abgemagert; ein feierlicher, beglückter Ausdruck lag über seinem Antlitz, als hätte er alle Erdenpein abgestreift und erschaute das Paradies. Ich sank auf meine Knie, küßte die Hand, die mir so viel Liebes erwies, und schwur ihm treu zu bleiben bis zum Tode, wo ich hoffe, den Meister wiederzusehen und ihm nahen zu dürfen als „ein treuer Diener seines Herrn“.